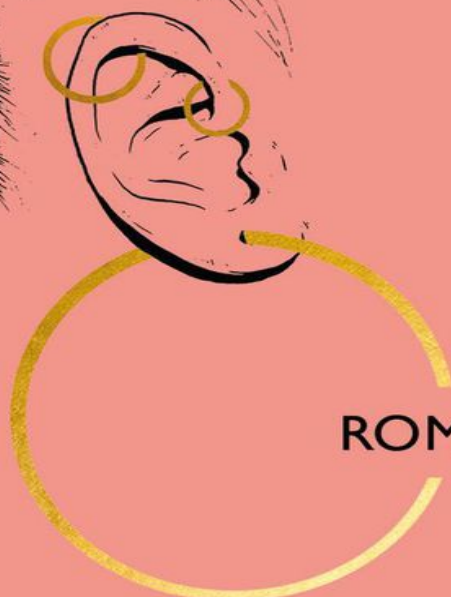


CANDICE CARTY-WILLIAMS



»Carty-Williams
hat die Geschichte
einer Schwarzen Frau
aufgeschrieben und
daraus DIE Geschichte
unserer Zeit gemacht.«

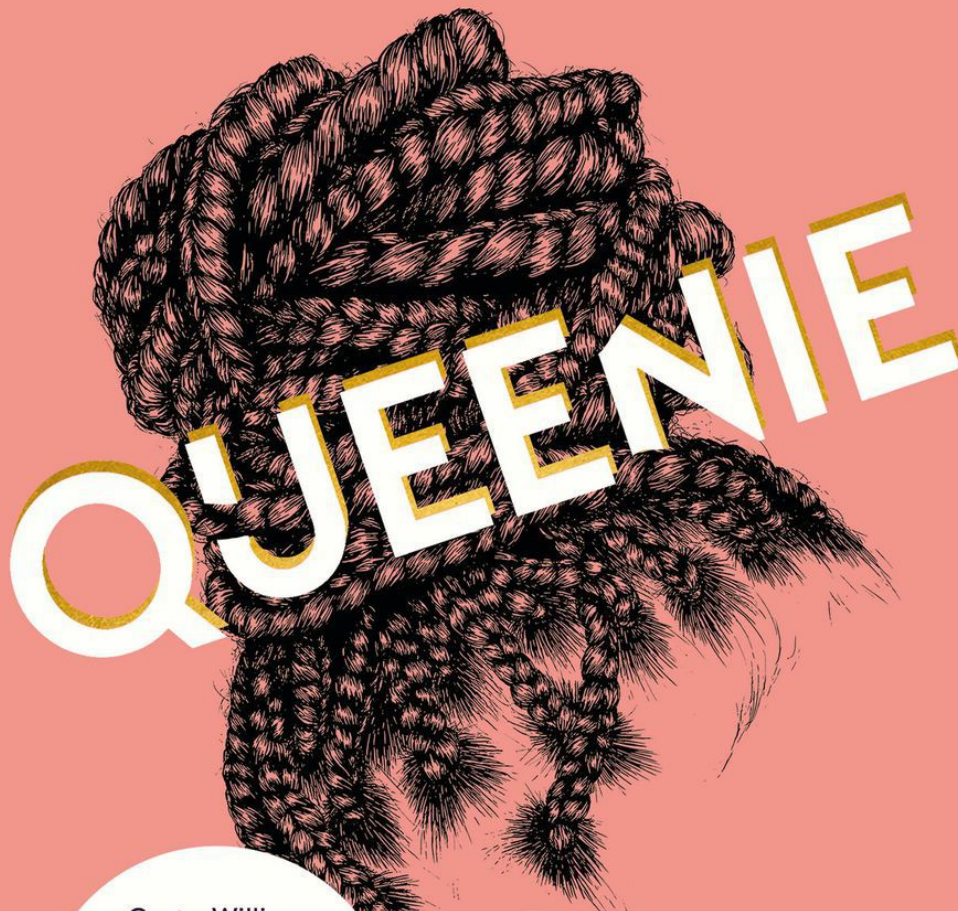
TIME MAGAZINE



ROMAN

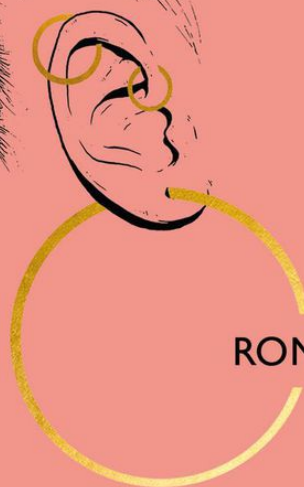
Blütenbar

CANDICE CARTY-WILLIAMS



»Carty-Williams
hat die Geschichte
einer Schwarzen Frau
aufgeschrieben und
daraus DIE Geschichte
unserer Zeit gemacht.«

TIME MAGAZINE



ROMAN

Blütenbar

Über das Buch

»»Queenie« wurde die »Schwarze Bridget Jones« genannt.
Aber dieses Buch ist noch viel besser.« *Sunday Times*
»Großartig: am Puls der Zeit, lustig, herzzerreißend.« *Jojo Moyes*

Queenie ist ein Naturtalent. Darin, sich Ärger einzuhandeln. In der Zeitungsredaktion, in der sie arbeitet, mit ihrer chaotischen jamaikanischen Familie, mit ihrem braven weißen Langzeitfreund. Als die Beziehung zerbricht (»Wir machen eine Pause«), sucht Queenie Trost in all den düsteren Ecken, die die Datinghölle des dritten Jahrtausend zu bieten hat. Sie trifft eine falsche Entscheidung nach der anderen und die Welt schaut ihr zufrieden dabei zu: ist denn von jungen (schwarzen) Frauen was anderes zu erwarten? Eben. Als man schon kaum mehr hinschauen kann, stellt sich Queenie endlich ihrem Leben und den dazugehörigen Fragen: Wie kann ich die Welt zu einem besseren, gerechteren Ort machen? Und mich in ihr ein bisschen glücklicher?

Ein gnadenlos ehrlicher Roman, der jede*n begeistern wird, der schon einmal nach der wahren Liebe gesucht und stattdessen etwas viel Aufregenderes gefunden hat.

Über Candice Carty-Williams

Candice Carty-Williams, geboren 1989, ist das Resultat einer Affäre zwischen einem jamaikanischen Taxifahrer, der kaum mal was sagt, und einer Jamaikanisch-Indischen Rezeptionistin mit Lese-Rechtschreibschwäche, die jeden Tag mehr sagt als alle anderen Menschen auf der Welt. Sie ist Journalistin und Drehbuchautorin, ihre Texte erschienen u.a. im Guardian, in der Vogue und der Sunday Times.

›Queenie‹ ist ihr erstes Roman, war ein großer Bestseller in England und vielfach für Literaturpreise nominiert.

Candice Carty-Williams lebt in South London.

[Twitter](#) und [Instagram](#): @CandiceC_W.

Henriette Zeltner-Shane, geboren 1968, lebt und arbeitet in München, Tirol und New York. Sie übersetzt Sachbücher sowie Romane für Erwachsene und Jugendliche aus dem Englischen, u.a. Angie Thomas' Romandebüt »The Hate U Give«, für das sie mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis 2018 ausgezeichnet wurde.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

**Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>**

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Candice Carty-Williams

Queenie

Roman

Aus dem Englischen von
Henriette Zeltner-Shane

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Dank

Impressum

*Für all die Queenies da draußen –
ihr seid gut genug. Glaub mir.*

*In liebevoller Erinnerung an
Dan O'Lone und Anton Garneys*

Kapitel 1

QUEENIE:

In den Steigbügel.

Wünschte, du wärst hier ...

Ich machte mein Handy aus und schaute wieder an die Zimmerdecke, bevor ich es wieder anmachte und noch ein »xx« hinterherschickte. Um Tom zu beweisen, dass ich nicht so emotional unbeteiligt war, wie er mir vorwarf.

»Könnten Sie mit Ihrem Po auf der Liege bitte gaaanz nach vorn rutschen?«, bat mich die Ärztin. Ich schob mich zentimeterweise näher an ihr Gesicht. Ehrlich, ich habe keine Ahnung, wie die das schaffen.

»Tief einatmen, bitte!«

Sie sagte das ein bisschen zu fröhlich und schob dabei ohne weitere Vorwarnung etwas in mich rein, das sich anfühlte wie der am wenigsten ergonomische Dildo der Welt. Dann bewegte sie ihn wie einen Joystick in mir herum. Dazu legte sie noch eine kalte Hand auf meinen Bauch, drückte sie alle paar Sekunden nach unten und verzog, jedesmal wenn ich quiekte, den Mund. Um mich

von diesem Rumgestocher in meinen Innereien abzulenken, checkte ich mein Handy. Keine Antwort.

»Was machen Sie denn so ... Queenie?«, fragte die Ärztin mit Blick auf meine Patientenkarte.

Reichte es noch nicht, dass sie praktisch in mich reinsehen konnte? Musste sie außerdem auch noch wissen, was für einem Job ich täglich nachging?

»Ich arbeite bei einer Zeitung«, sagte ich und hob den Kopf, um Blickkontakt aufzunehmen, weil mir das höflicher vorkam.

»Das ist ja mal ein schicker Job!« legte sie nach, während sie weiter in mir rumstocherte. »Und was genau machen Sie bei der Zeitung?«

»Ich arbeite bei *The Daily Read*. In der – autsch – Kulturredaktion. Programme, Rezensionen und –«

» – in der Technikabteilung? Verstehe«, sagte sie.

Ich stützte mich auf meine Ellbogen, um sie zu korrigieren, schwieg jedoch, als ich ihre besorgte Miene sah. Ich schaute zu der Krankenschwester, die hinter ihr stand und exakt genauso besorgt dreinblickte, dann wieder zu meiner Ärztin. Sie sah immer noch besorgt aus. Mein eigenes Gesicht konnte ich zwar nicht sehen, aber wahrscheinlich spiegelten sich ihre Mienen darin.

»Bleiben Sie kurz so, wir werden nur eben – Ash, könnten Sie mal Dr. Smith holen?« Die Schwester eilte hinaus.

Es vergingen viele unangenehme Minuten, bis die Schwester mit einem Arzt zurückkam, der genauso durchschnittlich aussah, wie sein Name vermuten ließ.

»Lassen Sie uns mal einen Blick aus der Nähe darauf werfen ...«, sagte Dr. Smith, beugte sich vor und spähte zwischen meine Beine.

»Was ist das Problem? Können Sie sie nicht finden?«, fragte ich und machte mir Sorgen, dass meine Gebärmutter die Spirale vielleicht absorbiert hatte. Genauso wie ich nach wie vor immer fürchtete, dass jeder Tampon, den ich je eingeführt hatte, noch irgendwo in mir herumflog.

»Was meinst du, Ray?«, fragte die Ärztin ihren Kollegen.

»Weißt du, vielleicht sollten wir noch Dr. Ellison dazuholen«, erwiderte Dr. Smith, richtete sich wieder auf und stemmte die Hände in die Hüften.

»Auf dem Gang habe ich eine Putzkraft gesehen, die Erbrochenes aufgewischt hat, vielleicht sollten Sie die reinholen, damit sie auch noch einen Blick drauf wirft«, schlug ich den drei medizinischen Fachkräften vor, die jetzt alle auf das Ultraschallbild starrten.

»Aha! Seht mal, da ist die Spirale!«, sagte da meine Ärztin mit der Begeisterung von jemand, der soeben einen neuen Planeten entdeckt hat, und zeigte auf einen Fleck auf meiner Bildschirm-Gebärmutter. Erleichtert lehnte ich mich auf der Untersuchungsliege zurück. »Aber könnten Sie sich trotzdem wieder anziehen und noch mal kurz im

Wartezimmer Platz nehmen? Wir müssen uns nur eben besprechen, dann rufen wir Sie wieder rein.«

»Trau bloß nie einem Mann mit Sternzeichen Zwilling.«

Ich ließ mich auf den freien Stuhl neben Aunt Maggie plumpsen.

»Hier«, sagte sie und hielt mir ein Fläschchen mit Desinfektionsgel hin. Sie quetschte etwas davon auf meine Handfläche, und sobald ich es verteilt hatte, ergriff sie meine Hand, um ihre Aussage zu bekräftigen. Eigentlich hatte ich gedacht, wenn Maggie mich begleitete, würde ihre Anwesenheit als richtig Erwachsene mich beruhigen, doch stattdessen übertrug sich nur ihre zwanghafte Angst vor Krankheitserregern auf mich.

Ich versuchte, mich auf das sich schon von der Wand ablösende Klebeschild der Gynäkologischen Abteilung zu konzentrieren, um meine Hand nicht ihrem Griff zu entziehen.

»Du weißt doch, dass ich nicht an Astrologie glaube.«

Sie drückte meine Hand noch fester. Wahrscheinlich zur Strafe. Ich schlängelte sie aus ihrem Griff und verschränkte die Arme, wobei ich die Hände in meine Achselhöhlen steckte, damit sie sie nicht mehr erwischte.

»Deine Generation glaubt ja an gar nichts«, erklärte meine Tante. »Aber hör zu, was ich dir jetzt sagen werde, denn es ist nur zu deinem Besten. Zwillingsmänner nutzen

einen aus. Die nehmen dir alles, was du hast, und quetschen dich aus. Sie geben dir nie was, weil es ihnen gar nicht um dich geht, sondern immer nur um sich selbst. Und dann lassen sie dich mit gebrochenem Herzen zurück, als Häufchen Elend am Boden. Das habe ich schon eine Million Mal gesehen, Queenie.«

Die Frau gegenüber von uns drehte eine Handfläche nach oben und machte zustimmend: »Mhmm.«

»Wie du ja weißt, halte ich mich von allen Männern fern, bis auf unseren Herrn Jesus und Vater, weil ich seit 1981 keine Zeit mehr für sie habe. Aber glaub mir, vor den Zwillingen musst du dich in Acht nehmen. Lässt du dich mit einem Mann ein, der im Juni geboren ist, kannst du dich drauf verlassen, dass das Ärger gibt.«

Ich riskierte einen Einwurf – »Aber Tom ist im Juni geboren!« – und bereute es sofort.

»Oh! Ja, eben! Das sage ich doch gerade!«, rief Maggie. »Und wo steckt er, bitte?« Sie sah mich fragend an. »Du sitzt hier im Krankenhaus und von ihm weit und breit keine Spur!«

Ich machte den Mund auf, um zu argumentieren, dass nicht alle zu einer bestimmten Zeit im Jahr geborenen Männer Variationen von Luzifer auf Erden wären, doch weil sie jedes Thema stets Länge mal Breite erörterte, hatte Maggie noch mehr zu sagen. In dem immer voller werdenden Wartezimmer hielt sie mit ihrer besten

Draußenstimme mir (und allen anderen, die rundherum saßen) einen Vortrag. Während ich mir viel zu viele Sorgen darüber machte, was da in meiner Gebärmutter los war, um überhaupt etwas davon an mich ranzulassen, nickte die Frau gegenüber geradezu aggressiv und starrte dabei Maggies kastanienbraune Perücke an, als könne sie ihr jeden Moment vom Kopf fallen. »War Prince nicht auch Zwilling?«, fragte ich. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass er im Juni Geburtstag hatte.«

»Prince – Gott hab ihn selig – war Prince«, sagte Maggie und sah mir direkt in die Augen. »Astrologie war und ist nicht auf Prince anwendbar ... Aber wenn du dich auf einen Zwilling einlässt, wirst du es bereuen. Diese Männer lieben die Jagd, glaub mir. Wenn sie einer Frau nachstellen, fühlen sie sich stark und glauben, ihr Leben habe einen Sinn. Und wir wissen schließlich alle, dass Männer sich ohne eine Aufgabe ziellos fühlen. Aber bei den Zwillingsmännern ist das noch mal eine ganz andere Geschichte«, redete Maggie sich in Rage. »Haben sie die Frau schließlich erobert, lassen sie sie fallen. Sie lassen sie fallen, als würden sie sie nicht mal *kennen*. Zwillingsmännern ist es egal, wem sie wehtun, wen sie benutzen oder übergehen müssen, die kriegen das, verdammt noch mal, gar nicht mit.«

»Bist du dir sicher, dass du nicht von weißen Männern sprichst, Maggie?«, fragte ich und kniff die Augen leicht

zusammen. Sie schien sich da auf jemand ganz Bestimmten einzuschießen.

»Denk doch, was du willst«, sagte sie, verschränkte die Arme und kräuselte die Lippen. »Schließlich bist du ja diejenige, die glaubt, sie hätte ihren weißen Ritter gefunden. Und jetzt schau dich an!«

Maggie ist viel Frau. Eine Erscheinung in jeder Hinsicht. Jede Woche lässt sie sich eine neue, noch überraschendere Perücke machen. Sie trägt nicht gern Schwarz, weil sie es zu deprimierend findet, und jederzeit mehr als ein Muster, selbst wenn sie nur zu Hause herumwirtschaftet, denn: »Jesus will, dass wir Farbe in unserem Leben haben.« Diese Farbenobsession ist ihrer kurzen Karriere als Künstlerin geschuldet, in der sie jedoch nichts anderes erschaffen hat als Gewese um sich selbst. Maggie ist auch extrem religiös, aber je weniger davon die Rede ist, desto besser. Meine Tante und meine Grandma benutzen Religion immer als Stock, mit dem sie auf alle anderen eindreschen. Und sich länger als eine Sekunde damit zu beschäftigen, würde heißen, ihr Zeit zu widmen, die ich nicht habe.

Ich saß schon sprungbereit auf der Stuhlkante, um das Krankenhauspersonal diesmal daran zu hindern, wieder meinen vollen Namen herumzuschreiben.

»Was könnte sie daran hindern, mich zu googeln, kaum dass ich hier raus bin?«, fragte ich Maggie, weil ich ihren Redeschwall eindämmen wollte. »Gibt es Gesetze dagegen?«

»Wer soll dich googeln?«, fragte sie zurück.

»Jeder hier im Wartezimmer«, antwortete ich leise.

»Du bist doch kein Promi, Queenie«, sagte Maggie. »Sei nicht so paranoid.«

»Queenie Jenkins?«, blökte die Krankenschwester von vorhin. Ich tätschelte Maggies Knie, um ihr klarzumachen, dass ich wieder rein musste, und sprang auf. Sie redete einfach weiter.

Die Schwester erwiderte mein Lächeln nicht, sondern legte nur sanft eine Hand auf meine Schulter. So trottete ich den Klinikflur hinunter und ließ mich wieder in den Raum führen, der roch, als hätte jemand dort einen Eimer Bleiche ausgekippt.

Nervös schaute ich zu dem Ultraschallgerät, das in der Ecke vor sich hin brummte.

»Sie können Ihre Sachen dort ablegen«, sagte sie und zeigte auf den Stuhl neben der Tür. Zum zweiten Mal, und diesmal vielleicht noch mehr, wünschte ich, Tom säße dort. Aber mir blieb keine Zeit zum Lamentieren, weil die Krankenschwester mich anstarrte. Also warf ich meine Tasche darauf.

»Können Sie Ihre Strumpfhose und die Unterhose ausziehen und Ihre Beine wieder in die Steigbügel legen? Ich gehe inzwischen die Ärztin holen.«

»Noch mal?«, fragte ich und warf dabei den Kopf in den Nacken wie ein mürrischer Teenager.

»Ja, bitte.« Damit verließ sie den Raum.

Ich hätte für diesen Termin eine Jogginghose anziehen sollen. Erstens, weil ich sowieso darin leben würde, wenn ich könnte, und zweitens, weil Strumpfhosen totaler Mist sind. Um sie anzuziehen, muss man eine Mischung aus Tanz und Verrenkung aufführen. Das sollte man sich nur einmal täglich antun, in privater Umgebung. Ich holte mein Handy heraus und schrieb meiner besten Freundin, die mit ihrem Nachmittag wahrscheinlich etwas weniger Schreckliches anzufangen wusste, eine Nachricht.

QUEENIE:

Darcy. Die bestehen drauf, mich ein zweites Mal zu untersuchen! Dann habe ich dieses Gerät öfter in mir drin gehabt als Tom in den letzten paar Wochen

Die Ärztin war eine forsche Frau mit freundlichen Augen, die eindeutig schon viel weibliche Angst gesehen hatten. Sie kam zurück ins Zimmer gefegt. Dann sprach sie sehr

langsam und erklärte, dass sie etwas noch mal überprüfen müsse. Ich richtete mich auf.

»Wonach suchen Sie denn?«, fragte ich. »Sie haben doch gesagt, die Spirale wäre da.«

Sie antwortete, indem sie sich schnalzend ein Paar Latexhandschuhe überstreifte. Also lehnte ich mich wieder zurück.

»Okay«, gab sie nach einer Pause, und nachdem sie dieses Ding wieder in mich reingeschoben hatte, von sich. »Ich habe einen Kollegen um eine zweite Meinung gebeten. Und auf den zweiten Blick sieht es nun so aus – also, besteht irgendeine Möglichkeit, dass Sie schwanger waren, Queenie?«

Ich richtete mich gleich wieder auf. Meine Bauchmuskeln waren bestimmt schon geschockt und dachten bei dieser Häufigkeit, das wäre ein Workout.

»Entschuldigung, wie meinen Sie das?«

»Nun ja«, sagte die Ärztin mit Blick auf den Ultraschall, »es sieht aus, als hätten sie eine Fehlgeburt gehabt.«

Ich hob eine Hand an meinen Mund und vergaß, dass ich darin etwas hielt. Mein Telefon fiel mir aus der Hand und auf den Boden. Die Ärztin schenkte meiner Reaktion keinerlei Beachtung, sondern schaute weiter auf den Bildschirm.

»Warum?«, fragte ich und wünschte mir verzweifelt, sie würde mich ansehen und merken, dass diese Neuigkeit mir

durchaus etwas ausmachte.

»Das kann bei den meisten Formen von Verhütung vorkommen«, erklärte sie mir nüchtern und hielt dabei die Augen, die ich vorhin noch für freundlich gehalten hatte, weiter starr auf den Bildschirm gerichtet. »Die meisten Frauen merken gar nichts davon. Immerhin hat das Ding seinen Job gemacht.«

Nachdem sie den Raum schon wieder verlassen hatte, blieb ich noch lange auf der Untersuchungsliege liegen.

* * *

»Ach, ihr beide werdet wunderschöne Kinder bekommen«, sagte Toms Großmutter und sah uns über den Tisch hinweg an. Joyce war schon am Grauen Star operiert worden, konnte aber anscheinend trotzdem in die Zukunft schauen.

»Deine hübsche, glatte braune Haut, Queenie, aber heller. Wie ein schöner Milchkaffee. Nicht zu dunkel! Und Toms grüne Augen. Dein dichtes Haar, Queenie, diese dunklen Wimpern, aber Toms hübsche gerade Nase.« Ich schaute mich um, weil ich sehen wollte, ob sonst noch jemand am Tisch von ihren Worten geschockt war, doch anscheinend fand man sie akzeptabel.

»Ich glaube nicht, dass man sich das wie bei einem Phantombild aussuchen und zusammensetzen kann, Joyce«, sagte ich und spielte nervös an der Pfeffermühle herum.

»Stimmt«, sagte Joyce. »Das ist wirklich eine Schande.«

Als wir später im Bett lagen, drehte ich mich zu Tom und ließ mein Buch sinken. »Was stimmt nicht mit *meiner* Nase?«

»Was meinst du?«, fragte Tom und war mit seiner Aufmerksamkeit noch bei irgendeinem Tech-Artikel, den er gerade auf seinem Handy las.

»Deine Grandma. Beim Abendessen hat sie gesagt, unser künftiges Baby sollte deine ›hübsche gerade Nase‹ haben.«

»Hör gar nicht auf das, was sie sagt. Sie ist doch einfach nur alt«, sagte Tom und legte sein Handy auf den Nachttisch. »Deine Nase ist hübsch und weich. Vielleicht sogar das, was mir an deinem Gesicht am besten gefällt.«

»Oh, danke, nehme ich an?« Ich griff wieder nach meinem Buch. »Tja, dann hoffen wir mal, dass unsere Kinder keinen von meinen matschigen Zügen erben.«

»Ich habe nicht matschig gesagt, sondern weich. Und mir wäre es lieber, wenn unsere Kinder mehr nach dir kommen als nach mir – dein Gesicht ist interessanter als meins. Und ich *liebe* deine Nase. Fast so sehr, wie ich dich liebe«, sagte Tom und drückte mir dazu mit dem Zeigefinger auf den erwähnten Körperteil.

Anschließend drehte er sich so, dass ich mich an ihn kuscheln konnte. Obwohl ich kein Mensch war, der sich überhaupt je besonders sicher fühlte, tat ich das jetzt. Aber nur für eine Sekunde.

»Dann hast du also schon darüber nachgedacht?«, fragte ich und schaute zu ihm hoch.

»Über deine Nase? Klar. Ich finde, du hast eine wunderhübsche Nase.« Er lehnte sein Kinn an meine Stirn.

»Nein. Über unsere Kinder. Künftige Babys.«

»Ja, das hab ich alles schon geplant. In sechs Jahren, wenn wir dann ein Haus besitzen und ich dich vor den Altar gezerrt habe, dann werden wir auch Kinder haben«, sagte Tom lächelnd. »Drei sind die richtige Anzahl.«

»Drei?«

»Eins wird egoistisch, zwei bedeuten, dass sie dauernd miteinander wetten, aber wenn man drei hat, können sie anfangen, aufeinander aufzupassen, sobald das Älteste acht ist.«

»Okay, okay. Drei kaffeebraune Babys. Aber milchkaffeefarben, ja? Genau wie Grandma sie bestellt hat.«

* * *

QUEENIE:

Tom, hallo

QUEENIE:

Siehst du meine Nachrichten?

QUEENIE:

Ich ruf dich an, wenn ich auf dem Weg
nach Hause bin

QUEENIE:

Muss zur Apotheke und ein paar
Tabletten besorgen

QUEENIE:

Sag Bescheid, wenn ich irgendwas
mitbringen soll

Ich saß auf dem Flur, schaute auf das zersplitterte Display meines Handys und wartete darauf, dass Tom antwortete. Ein paar Minuten verstrichen, und schließlich kehrte ich ins Wartezimmer zurück. Schon auf dem Weg dorthin konnte ich Maggie hören.

»Eines Tages, das ist inzwischen schon Jahre her, meinte mein Ex-Mann, er würde nur schnell tanken fahren. Und wissen Sie was? Er blieb fünfzehn Stunden weg! Als er zurückkam, sagte ich: ›Terrence, wo hast du getankt? In Schottland?‹« Sie machte eine Kunstpause. »Danach hab ich ihm erklärt, er soll verschwinden. Ich hatte ein Baby zu versorgen, Rechnungen zu bezahlen, da konnte ich irgendwelchen Unfug, den Männer so anstellen, nicht

gebrauchen.« Maggie legte wieder eine Pause ein, um ihr Dekolleté zurechtzurücken. »Am Tag nachdem er weg war, ging ich zum Arzt und sagte: ›Hören Sie, machen Sie mir einen Knoten in meine Eierstöcke, denn ich will keine mehr!‹ Das können Sie mir glauben. Die eine, die ich habe, ist jetzt fünfzehn und macht mir nichts als Sorgen. Ständig geht es nur um Make-up, Jungs, falsche Wimpern und Videos für YouTube. Dafür ist meine Mum nicht aus Jamaika hergekommen, damit ihre Enkelin auf Schulbildung pfeift.« Maggie verschränkte die Arme und löste sie wieder. »Ich gehe in die Kirche und bete. Ich bete für mich, ich bete für meine Tochter, für meine Nichte. Ich muss einfach hoffen, dass er mich hört, Marina.«

Wie konnte es sein, dass meine Tante und die Fremde sich schon mit Vornamen ansprachen? So lange war ich ja dann doch nicht weg gewesen. Ich ließ mich neben meine Tante plumpsen. Marina, die gegenüber saß, nickte heftig, obwohl Maggie schwieg.

»Was haben sie gesagt?«, fragte Maggie mich und packte schon wieder ihr Desinfektionsgel aus.

Ich wich der Frage aus. »Nichts. Wirklich. Nur Frauenprobleme, du weißt schon.«

»Was für Frauenprobleme?« Maggie gehört zur ersten Generation jamaikanischer Einwanderer und ist daher eine Frau, die automatisch Anspruch auf Informationen über andere hat.

»Einfach Frauenprobleme!«, beharrte ich und zwang mich zu einem, wie ich hoffte, überzeugenden Lächeln.

Maggie und ich standen an der Bushaltestelle vor dem Krankenhaus. Sie sprach von irgendwas, auf das ich mich nicht wirklich konzentrieren konnte, während ich zu den drei gigantischen Hochhaustürmen hinaufschaute, die gegenüber so hoch aufragten, dass dunkle Wolken ihre Spitzen fast verhüllten. Ich hielt den Kopf im Nacken, weil ich hoffte, dann würden die Tränen, die mir in die Augen stiegen, nicht herauslaufen.

»Queenie, was hat die Ärztin gesagt?« Meine Tante musterte mich aus schmalen Augen. »Diesen Mist von wegen ›Frauenprobleme‹ nehm ich dir nicht ab. Muss ich es aus dir rausquetschen?«

Wie hatte ich nur glauben können, sie bereits von dem Thema weggelotst zu haben?

»Sie wollte sich meinen Gebärmutterhals ansehen, Maggie«, sagte ich in der Hoffnung, dass sie sich damit zufriedengeben würde. »Irgendwas von wegen der wäre schmal?«

Sie sah mich an und verzog verärgert und schockiert das Gesicht. »Wie bitte? Musst du mich so in Verlegenheit bringen?«, sagte sie mit zusammengebißenen Zähnen und blickte um sich. »Wir reden in der Öffentlichkeit nicht über unsere Vs.«

»Aber ich habe doch gar nicht Vagina gesagt, sondern Gebärmutterhals«, erwiderte ich.

Sie presste die Lippen zusammen.

»Wie auch immer, da kommt der Bus!«

Der 136er kroch die Lewisham High Street hinunter und Maggie sprach hundert Wörter für jeden Meter, den wir vorankamen.

»Weißt du, damals, als Mum herübergekommen ist, da haben sie Schwarzen Frauen Implantate und Spiralen eingesetzt, ohne dass wir davon wussten, weil wir nicht schwanger werden sollten.« Sie legte den Kopf schräg.

»Damit wir uns nicht fortpflanzten. Das ist wirklich wahr!« Sie zog die Augenbrauen hoch. »Mums Freundin Glynda, die, die Mum arm futtert, wenn sie zu Besuch kommt. Also, die konnte jahrelang nicht schwanger werden und wusste nicht, warum. Deshalb hättest du dir dieses *Ding* gar nicht erst einsetzen lassen sollen. Aus politischen *und* gesundheitlichen Gründen. Du weißt doch gar nicht, was das mit dir anstellt.«

Sie war so aufgebracht, dass ihre riesigen Plastikohrringe einen Soundtrack zu ihren Worten lieferten.

»Die Körper Schwarzer Frauen kommen mit so was nicht gut zurecht. Hast du das nicht gelesen? Chemisches Ungleichgewicht und Absorption durch unser Melanin – das

wirkt sich auf Zirbeldrüse und Hypophyse aus. Außerdem quillt man auf.«

Maggie legte eine Pause ein, um Diana anzurufen, also probierte ich es bei Tom. Die ersten drei Male hatte es einfach nur geklingelt, aber jetzt landete ich in der Mailbox. Es war schon nach sechs, aus der Arbeit musste er da schon weg sein.

»Geht er immer noch nicht ran?«, fragte Maggie.

»Hä?« Ich schaute aus dem Fenster. »Wer, Tom? Doch, er hat mir eine Nachricht geschrieben, dass wir uns gleich zu Hause treffen.«

Sie wusste, dass ich log, aber weil meine Haltestelle als nächste kam, konnte sie mich dazu nicht mehr in die Zange nehmen.

»Bist du dir sicher, dass du nicht am Sonntag mit mir in die Kirche willst? Da sind alle willkommen. Sogar du, mit dieser *Spirale*.« Sie musterte mich aus den Augenwinkeln. »Gott wird selbst die Frevelhaftesten erretten ...« Ich verdrehte die Augen und stand auf.

»Ich rufe dich morgen an«, sagte ich, bevor ich wie eine Flipperkugel durch den Bus trippelte und mich dabei bemühte, möglichst nichts und niemand mit meinen Händen zu berühren, bevor ich ausstieg.

Als die Türen zugingen und der Bus wieder anfuhr, blieb ich stehen und winkte meiner Tante. Das machen wir in unserer Familie so. Eine nervige und zeitraubende Sache.

Als ich zu Hause ankam, war es kalt in der Wohnung. Ich ließ mir ein Bad ein und schlüpfte aus den Kleidern. Als ich sah, dass das klebrige Gel vom Ultraschall am Zwickel meines Slips klebte, rümpfte ich die Nase und warf ihn in den Korb mit der Schmutzwäsche. Ich setzte mich auf den Wannenrand. Die Blutung hatte zwar aufgehört, aber die Krämpfe waren noch da.

Nachdem ich mir ein Kopftuch um die Haare gebunden hatte, stieg ich in die Wanne. Im Wasser sitzend drückte ich auf meinen Bauch und zuckte zusammen, wenn ich eine empfindliche Stelle traf. Warum war das passiert? Ich war fünfundzwanzig. Ich würde jetzt kein Baby bekommen. Offensichtlich nicht. Aber es wäre schön gewesen, die Wahl zu haben. Dass ich mir ein Verhütungsmittel in meinen Körper hatte einsetzen lassen, deutete darauf hin, dass ich kein Baby wollte. Daher wäre meine Entscheidung wohl gewesen, nicht wirklich ein Kind austragen und aufziehen zu wollen, aber darum ging es gar nicht.

»Wäre ich dafür bereit gewesen?«, fragte ich mich laut und streichelte dabei meinen Bauch. Meine Mum war fünfundzwanzig gewesen, als sie mit mir schwanger war. Das sagt wohl alles darüber, wie unvorbereitet ich gewesen wäre. Ich lehnte mich zurück und eine Art Gefühllosigkeit umfing meinen Körper, während das heiße Wasser meine kalte Haut berührte.

Inzwischen war es schon Mitternacht und Tom immer noch nicht zu Hause. Ich konnte nicht schlafen, weil es sich anfühlte, als versuche meine Gebärmutter, aus meinem Körper rauszukommen. Also stellte ich ein paar Kartons auf und begann, meine Hälfte unserer Habseligkeiten im Wohnzimmer einzupacken. Damit es wenigstens so aussah, als würde ich bald ausziehen. Eine Schneekugel aus Paris von unserem ersten gemeinsamen Urlaub; einen seltsam hässlichen Porzellanesel aus Spanien von unserem zweiten Urlaub und ein türkisches Augen-Amulett von unserer dritten Reise. Ich wickelte all diese Souvenirs unserer Beziehung sorgsam in mehrere Lagen Zeitungspapier und klebte das noch mit Klebeband fest. Dann machte ich mit den Tellern und Bechern weiter, bevor ich innehielt und den Esel wieder auspackte. Ich wickelte ihn aus und stellte ihn zurück auf den Kaminsims. Falls ich eine Erinnerung an unsere Beziehung zurücklassen würde, dann dieses Ding, das ich in meiner neuen Bleibe sowieso nicht haben wollte. Danach machte ich weiter und wütete geradezu mit Papier und Klebeband, bis ich zu den zwei Bechern auf dem Abtropfgitter kam. Einer war mit einem T verziert, der andere mit einem Q.

* * *

»Warum hast du bloß so viel Zeugs?«, fragte Tom, lehnte sich an einen Karton, auf dem »Verschiedenes 7« stand und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ich besitze nur ein paar Hoodies und zwei Paar Socken.«

»Keine Ahnung. Vielleicht bin ich, ohne es zu merken, sammelwütig geworden?«, sagte ich und nahm sein Gesicht in meine Hände. »Aber du hast dich entschieden, mit mir zu leben, also musst du jetzt auch mit dem ganzen Zeugs leben.«

»Na schön, ich bereue es nicht«, sagte Tom und küsste mich auf die Stirn. »Queenie, für jemanden, der eigentlich Kartons schleppen sollte, hast du eine sehr trockene Stirn.«

»Ja, das mag schon sein, aber ich schleppe auch nicht, sondern organisiere«, erklärte ich ihm. »Und ich Sorge dafür, dass Kartons, auf denen ›Küche‹ steht, auch in die Küche kommen.«

»Tja, also wenn du dann schon in der Küche bist, könntest du vielleicht wenigstens Tee kochen?«

»Ja, jetzt wo du es erwähnst. Deine kluge Freundin hat eben den Karton mit dem Wasserkessel gefunden und auf dem Weg hierher Milch und Teebeutel besorgt«, sagte ich. »Aber ich weiß nicht, wo die Becher sind.«

»Schau mal in meinen Rucksack. Meine Mum hat uns Becher gekauft. Als Geschenk zum Einzug, meinte sie.«

Ich fand Toms Rucksack im Flur. Als ich ihn aufmachte, entdeckte ich darin zwei Geschenkpakete, die jeweils einen